

(Nachdruck verboten.)

71]

Das Geld.

Roman von **Emile Zola.**

Es war Karoline gelungen, Saccards Hände zu ergreifen, ängstlich schmiegte sie sich an ihn.

„Nein, nein! Schweigen Sie, Sie flößen mir Angst ein!“

Wider ihren Willen stieg aus der Tiefe ihres Entsetzens die Bewunderung höher und höher. In dieser elenden, fahlen Belle, die verriegelt und von der lebendigen Welt abgesondert war, stieg jäh die Empfindung einer überquellenden Kraft in ihr auf, zeigte sich der gleißende Schimmer des Lebens, die unverwüßliche Hoffnung, die zähe Ausdauer des gegen den Tod ringenden Menschen. In ihrem Herzen fand sie schon keinen Zorn mehr, keinen Abscheu vor den begangenen Freveln. Hatte sie nach dem von Saccard heraufbeschworenen heillosen Unglück den Mann nicht verdammt? Hatte sie nicht die gerechte Züchtigung für ihn herbeigefleht, den Tod in Einsamkeit und Verachtung? Und von alledem blieb jetzt nur ihr Haß des Bösen und ihr Mitleid für alle Leiden übrig. Wie eine unbewußte treibende Kraft gewann Saccard die alte Herrschaft wieder, und sie ließ es willig geschehen, wie man das Joch einer unabwendbaren Naturgewalt still dulden erträgt. Mochte dies auch bloß eine weibliche Schwäche sein, sie überließ sich derselben mit Wohlgefühl, sie überließ sich der ungestillten Sehnsucht nach Mutterfreuden, dem unfäglichen Bedürfnis nach Liebe, welches trotz der fehlenden Achtung und trotz ihrer durch Lebenserfahrungen geprägten Vernunft ihr diese Liebe zu Saccard eingeslößt hatte.

„Alles ist ja aus,“ wiederholte sie nochmals, ohne seine Hände aus den ihrigen zu lassen. „Können Sie sich denn nicht beruhigen und endlich ausruhen?“

Als er sich dann auf die Zehen erhob, um auf die weißen Loden, die in üppiger Jugendfülle ihr Haupt zierten, seine Lippen zu drücken, da hielt sie ihn zurück und fügte mit fester Entschiedenheit und tiefer Trauer hinzu, wobei sie jedes Wort nachdrucksvoll betonte:

„Nein, nein! es ist aus, für immer aus . . . Ich bin froh, Sie ein letztes Mal gesehen zu haben, damit zwischen uns kein Zorn bestehen bleibe. Leben Sie wohl!“

Beim Weggehen sah sie ihn in ungeheurer Rührung über den Abschied am Tisch stehen, aber schon ordnete er mit instinktiver Bewegung die Papiere wieder, die er in seinem Fiebertwahn durcheinander geworfen hatte. Das Zweifels-Sträußchen hatte sich zwischen den Papieren entblättert, er nahm jeden Vogen einzeln auf und streifte mit den Fingern die Rosenblättchen fort.

Erst drei Monate später, gegen Mitte Dezember, kam der Prozeß der Banque Universelle endlich zur Verhandlung. Fünf lange Sitzungen füllte er unter sehr reger Neugier aus. Die Presse hatte um die Katastrophe einen ungeheuren Spektakel gemacht, merkwürdige Geschichten betreffs der Saumseligkeit der Untersuchung waren im Umlauf. Die Darlegung des Thatbestandes von seiten der Staatsanwaltschaft machte großen Eindruck. Es war ein Meisterstück grimmiger Logik, bei welchem die geringsten Einzelheiten mit unerbittlicher Klarheit aneinander gereiht, ausgenützt und gedeutet waren. Uebrigens hieß es allgemein, daß das Urteil zum Voraus gefällt war. Trotz der in die Augen springenden Redlichkeit Hamelins, trotz der heldenmütigen Haltung Saccards, der die fünf Tage hindurch der Anklage standhielt, trotz der herrlichen und Aufsehen erregenden Verteidigungsreden der Anwalte beider Angeklagten wurden diese in der That zu einer Gefängnisstrafe von fünf Jahren nebst dreitausend Frank Geldbuße verurteilt. Allein beide waren einen Monat vor der Verhandlung unter Bürgschaft vorläufig frei gelassen worden und somit als „freie Angeklagte“ vor Gericht erschienen. Infolgedessen durften sie appellieren und binnen vierundzwanzig Stunden Frankreich verlassen. Rougon hatte diesen Ausgang verlangt, da er den Verdruß nicht auf sich laden wollte, seinen eignen Bruder im Gefängnis sitzen zu haben. Die Polizei überwachte sogar die Abreise Saccards,

der mit dem Nachtschnellzug nach Belgien abfuhr. Am gleichen Tage war Hamelin nach Rom abgereist.

Und wieder verrannen drei Monate; die ersten Tage des Aprils waren da, und Frau Karoline befand sich immer noch in Paris, wo die Regelung unentwirrbarer Geschäfte sie zurückhielt. Sie hatte immer noch die kleine Wohnung im Hotel Deviedo inne, dessen Versteigerung Maueranschläge ankündigten. Endlich waren die letzten Schwierigkeiten geschlichtet und konnte sie abreisen, zwar ohne Geld in der Tasche, aber auch ohne die geringste Schuld zu hinterlassen. Am folgenden Tage wollte sie Paris den Rücken kehren und nach Rom zu ihrem Bruder reisen, der durch einen Glücksfall eine kleine Anstellung als Ingenieur erlangt hatte. Er hatte geschrieben, daß bereits Unterrichtsstunden auf sie warteten. Ihr ganzes Leben war also von vorn anzufangen.

Am Vormittag des letzten Tages kam ihr beim Aufstehen der Wunsch, sich nicht zu entfernen, ehe sie den Versuch gemacht hätte, über Victor Erkundigungen einzuziehen. Bis jetzt waren alle Nachforschungen nutzlos geblieben, aber sie erinnerte sich des Versprechens der Méchain und sagte sich, vielleicht habe diese etwas erfahren. Es war leicht, bei ihr nachzufragen, wenn sie sich gegen vier Uhr zu Busch begab. Zuerst wies sie den Gedanken weit von sich. Wozu auch? War denn nicht alles tot und begraben? Dann aber empfand sie einen wirklichen Schmerz, wie um eines verstorbenen Kindes willen, auf dessen Grab sie vor der Abreise keine Blumen gelegt hätte. So begab sie sich um vier Uhr nach der Rue Feydeau.

Die beiden Thüren nach dem Hausgang standen offen, in der dunklen Küche hörte man Wasser heftig kochen, während drüben in dem engen Zimmerchen die Méchain in Buschs Lehnstuhl saß, inmitten eines Haufens Papier vergraben, welche sie in ungeheurer dicken Bündeln aus ihrer Ledertasche zog.

„So! Sie sind's, meine gute Dame! Sie kommen in einem sehr bösen Augenblick. Herr Sigismund liegt im Sterben, und der arme Herr Busch verliert förmlich den Kopf. Er hat seinen Bruder so gerne! Er kauft nur wie ein Wahnsinniger umher und ist jetzt wieder fort, um einen Arzt zu holen . . . Sie sehen, ich muß mich seiner Geschäfte annehmen, denn seit acht Tagen hat er nicht einmal ein einziges Papier gekauft oder nur die Nase in einen Schuldschein gesteckt. Zum Glück habe ich vorhin einen Fischzug gemacht, o, einen feinen Fischzug, der ihn ein bißchen in seinem Kummer trösten wird, den guten Mann, sobald er die Vernunft wieder erlangt hat.“

Tief ergriffen vergaß Frau Karoline, daß sie Victors wegen gekommen war; denn in den Papieren, welche die Méchain mit vollen Händen aus ihrer Ledertasche zerrte, hatte sie die Aktien der Universelle erkannt. Die alte Tasche strotzte davon, sie zog immer noch mehr heraus und wurde in ihrer Freude mitteilhaft.

„Da schauen Sie! Alles habe ich für zweihundertundfünfzig Frank bekommen; es sind mindestens fünftausend Stück da, das macht also ein Sou pro Stück . . . Se? Ein Sou für Aktien, die auf dreitausend Frank gestanden sind. Jetzt sind sie fast auf den Papierwert gesunken, ja wohl, Wurstpapier . . . Trotz alledem sind sie etwas mehr wert, wir schlagen sie mindestens für zehn Sous wieder los, weil sie bei Bankrotten ziemlich gesucht sind. Sie begreifen, die Papiere haben einen so guten Ruf gehabt, daß sie immer noch bei Passiven sich ganz schön ausnehmen; es gilt für sehr fein, als Opfer der Katastrophe sich hinzustellen . . . Kurz, ich habe mit ganz ungewöhnlichem Glück die Grube aufgespürt, in welcher diese ganze Partie seit der Börsenschlacht schlummerte, einen alten Schlachthausrest, den ein mangelhaft unterrichteter Dummkopf mir für ein Bettelgeld hingeworfen hat. Sie können sich denken, wie ich darüber hergefallen bin! O, ich habe nicht viel Umstände gemacht, sondern schleunigst den ganzen Plunder zusammengerafft!“

Im lauten Ausbruch ihrer Freude glückte sie einem gierigen Raubvogel von den Schlachtfeldern der Finanz, wie ihre kurzen Krallen in diesen Leichen wühlten, in diesen schon vergilbten und einen Moderduft ausstrahlenden entwerteten Aktien.

Jetzt drang aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre ebenfalls weit offen stand, der Klang einer gedämpften, auf-

geregten Stimme

„So, jetzt fängt Herr Sigismund wieder an zu sprechen... Es geht seit heute morgen so fort... Ach Gott! Mein Wasser kocht! Ich vergesse ja das Wasser! Wir brauchen's für allerhand Thee... Meine gute Dame, da Sie gerade hier sind, sehen Sie doch gütigst nach, ob er nichts will.“

Die Mächain eilte in die Küche; vom Schmerze des Nächsten immer unwiderstehlich angezogen, trat Frau Karoline in die Krankenstube. Die Kahlheit derselben war vom freundlichen Schein der klaren Aprilsonne erheitert, ein Strahl fiel gerade auf das tannene Tischchen, auf welchem handschriftliche Aufzeichnungen und umfangreiche Hefte in großen Haufen lagen, die aufgestapelte Arbeit von zehn Lebensjahren. Sonst enthielt die Stube immer noch nichts als die beiden Strohsessel und die Bücher auf den Brettern. Auf dem schmalen, eisernen Bette saß Sigismund aufrecht, durch drei Kissen gestützt, den Oberkörper mit einer roten Flanellbluse bekleidet. Vermöge der eigentümlichen Gehirnerregung, die sich bisweilen bei Schwindsüchtigen kurz vor dem Tode einstellt, redete der Kranke ohne Unterlaß.

Er redete irre, aber zwischenhinein wieder mit wunderbarer Klarheit; aus dem abgemagerten, von langen Loden umrahmten Gesicht schauten die übermäßig geöffneten Augen fragend ins Leere.

Es war, als ob er Frau Karoline sofort beim Eintritt erkannt hätte, obwohl beide noch nie zusammen gekommen waren.

„O, Sie sind's, gnädige Frau... Ich sah Sie im Geist, ich rief Sie mit allen Kräften herbei!... Kommen Sie, kommen Sie näher, damit ich leise mit Ihnen reden kann!...“

Trotz ihres leichten Angstschauers rückte sie näher; er nötigte sie, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, den sie hart ans Bett stellte.

„Ich wußte nicht, aber jetzt weiß ich... Mein Bruder handelt mit Papieren, dort in seinem Geschäftszimmer habe ich Leute weinen hören... Mein eigener Bruder! O, es fuhr mir wie ein glühender Dolk durchs Herz. Ja, die se Wunde hastet noch in meiner Brust und brennt immer weiter; denn es ist etwas Entsetzliches um das Geld und um die arme, leidende Menschheit... Folglich wird nachher, sobald ich tot bin, mein Bruder meine Papiere verkaufen! Das will ich aber nicht, das will ich nicht!“

Seine flehende Stimme wurde allmählich lauter.

„Sehen Sie dorthin, gnädige Frau, dort liegen sie, meine Papiere, dort auf dem Tisch. Reichen Sie mir dieselben, wir wollen daraus ein Bündel machen, und das nehmen Sie mit... O, ich rief Sie herbei, ich wartete auf Sie! Meine Papiere verloren, die Forschungen und Anstrengungen meines ganzen Lebens vernichtet!“

Da sie schrak, ob sie ihm das Verlangte geben sollte, faltete er flehend die Hände.

„Um Gottes willen! ich möchte nur vor meinem Tode mich vergewissern, ob sie auch alle da sind... Mein Bruder ist fort, mein Bruder kann nicht sagen, daß ich mich umbringe... Ich bitte Sie inständigst...“

Durch dieses innige Flehen erschüttert, gab sie endlich nach: „Sie wissen, daß es unrecht ist, da ja Ihr Bruder sagt, daß es Ihnen schadet.“

„Schadet? O nein! Was liegt übrigens daran?... Endlich ist es mir gelungen, nach so vielen durchwachten Nächten die Gesellschaft der Zukunft aufzubauen. Alle Fragen sind vorgelesen, alles ist gelöst, jede irgend mögliche Gerechtigkeit und Wohlfahrt gefunden... Wie traurig, daß ich nicht Zeit gehabt habe, das Werk mit den nötigen Ausführungen zu versehen! Aber meine Notizen sind jetzt vollständig abgeschlossen und wohlgeordnet. Nicht wahr, Sie werden sie retten, damit ein anderer ihnen dereinst endgültige Buchgestalt giebt und sie in die Welt hinaus schleudert!...“

Mit feinen langen, schwächlichen Händen hatte er die Papiere ergriffen. Er blätterte sie mit Wonne durch, während in seinen schon trüber werdenden Augen ein Flammenschein hell aufloderte. Er sprach sehr rasch mit dem abgebrochenen und eintönigen Tictac einer Uhr, deren Gewicht langsam hinabsinken: es war das Geräusch des im fortschreitenden Todeskampfe unablässig arbeitenden Gehirnmehanismus.

(Schluß folgt.)

Lassalle und Hinckeldey.

E. Bernstein verzeichnet in seiner Lassalle-Ausgabe das Gerücht, daß Ferdinand Lassalle, um in den fünfziger Jahren die Rücknahme seiner Ausweisung zu erwirken, auch ein Immediatgesuch an den König Friedrich Wilhelm IV. nicht gescheut habe. Dieses Gerücht war bisher auf unzweideutige Quellen nicht zurückzuführen und wurde bestritten. Vor einiger Zeit hat aber Professor Onden Material bekannt gegeben, aus dem doch mit fast zwingender Wahrscheinlichkeit hervorging, daß in der That Lassalle sich zu er nicht bei Friedrich Wilhelm IV., wohl aber bei dem Kartätschenprinzen Wilhelm verwandt habe. Die Schlußstücke der Beweisführung fehlten freilich noch.

Jetzt veröffentlicht nun P. Vailen im Juniheft der „Deutschen Rundschau“ Aktenstücke zu dem fünfjährigen Kampf Lassalles um Berlin (1855—1859), und sie beseitigen jetzt jeden Zweifel: Lassalle hat tatsächlich fünf Jahre lang in schriftlichen und persönlichen Bittgesuchen an Polizeipräsidenten, Minister und den Prinzen Wilhelm um die Erlaubnis gerungen, in Berlin bleiben zu dürfen. Zum Ziele brachte ihn aber erst der Anbruch der „neuen Aera“, als Prinz Wilhelm für den wahnsinnigen König die Regentschaft übernahm und ins Liberale spielte.

Die zwei wichtigsten von Vailen mitgeteilten Aktenstücke sind ein Schreiben an den Berliner Polizeipräsidenten Hindeldey vom 31. Mai 1855 und das Gesuch an den Prinzen Wilhelm vom 15. Juni 1858 — beide Kundgebungen außerordentlich lebendige und charakteristische Beiträge zu dem Bilde des großen und genialen Socialisten, der dadurch nicht unbedeutender wird, daß er seine Menschlichkeiten zeigt. Lassalle war kein Held in glattem und plattem Jambenstil, er war ein ganz auf sich selbst gestellter Mensch, der mit zäher Energie und drängender Leidenschaft seine Zwecke verfolgte; er war kein Cato, und er persönlich konnte sich als ein Einzelner, dem erst nur ein versprengtes Häuflein anhing, die Anwendung von Mitteln gestatten, die dem Glibe einer großen und starken Partei schon deshalb verwehrt werden müßten, weil die Partei selbst dadurch an der notwendigen strengen Reinheit leiden würde.

Lassalle war nach dem Abschluß der Haxfeld-Wirren von der brennenden Sehnsucht erfüllt, in Berlin leben und wissenschaftlich arbeiten zu dürfen; er trug sich mit seinem „Heraklit“. Aber die Ausweisung stand hinderlich im Wege. Und nun ringt er fünf Jahre lang mit bewunderungswürdiger Zähigkeit, von der Düsseldorfer Verbannung loszukommen. Wie ein Grieche oder Römer, der fern von Athen oder Rom verbannt ist, brängt er nach der Heimat seines Geistes. Juerst wandte er sich an den Polizeipräsidenten von Berlin Hindeldey. In den Berliner Polizei-Akten befindet sich sicher kein zweites Dokument dieser Art. Das Bittgesuch ist in dem gedrungenen Stil eines klassizistischen Philosophen geschrieben, voll stolzen überschwinglichen Selbstbewußtseins, reich an durchaus aufrichtigen Selbstbekenntnissen und Ausbrüchen glühenden Temperaments. Am reizvollsten aber wirkt die Art, wie Lassalle mit Hindeldey umgeht. Er behandelt den preussischen Polizeibaren wie einen Gleichstrebenden, der mit Plato zu Worte geht und mit Hegel aufsteht, der keine andre Sorge hat, als auf des Gedankens Höhen mit Ferdinand Lassalle zu wandeln; in dessen sühlendem Busen der Verbannte seine tiefsten Empfindungen ausströmt. Ganz und gar ernst und echt in den Selbstbekenntnissen, soppt er zugleich den Polizeimann in der liebenswürdigsten und feinsten Weise. So wenn er mit griechischen Lettern zu der Erwähnung Herakleitos des Dunklen überseht: *ho skoteinos* — denn ein Berliner Polizeipräsident wird sich doch wohl freuen, hellenische Laute zu hören! Umgekehrt erläutert er die Erwähnung von „*Codices*“ durch die in Klammern vorforglich hinzugefügten: „Handschriften“; er ist doch nicht ganz sicher, ob Herr v. Hindeldey Lateinisch versteht.

Lassalle spricht mit dem Mann wie mit einem vertrauten Freunde, so weit er von seinen eignen Plänen und Gefühlen redet, aber Hindeldey ist ihm andererseits doch nur die dumme Puppe, die zweifellos nicht versteht, was er aus den Tiefen seines Denkens und Begehrens auf sie hineinredet. Die eingesprengten kleinen Schmeicheleien sind von lustiger Ironie. Sich selbst achtet Lassalle viel zu hoch, um auch einem Polizeipräsidenten gegenüber von sich eine Unwahrheit zu sagen, den nun einmal mächtigen Gebieter aber behandelt er mit ausbündiger spöttischer Diplomatie.

„Ich habe nur einmal die Ehre gehabt,“ schreibt Lassalle, „*Ev. H.* zu sehen, aber diese kurze Unterredung hat mir genügt, um mich zu überzeugen, daß *Ev. H.* Selbst offen, richtiger, als halb jemand, Offenheit in andern zu schätzen wissen. Erlauben also *Ev. H.*, daß ich mit vollständiger Offenheit die betreffende Frage einen Augenblick lang mir freimütig zu diskutieren erlaube.“

„Daß meine politischen Ueberzeugungen nicht mit denen der Regierung stimmen, das kann an sich gewiß auch in der Seele *Ev. H.* noch kein Grund sein, mir die Niederlassung in Berlin nicht zu gestatten.“

„Schwerlich würden *Ev. H.* das Princip aufstellen oder billigen wollen, nur politische Meinungen in Berlin zu dulden. Und wohin würde man bei einer einigermaßen konsequenten Festhaltung dieses Principes gelangen? Denn schwerlich glauben *Ev. H.*, daß alle gegenwärtigen Einwohner Berlins ein und denselben politischen Ansichten huldigen. Schwerlich werden es *Ev. H.* für erreichbar oder, falls es selbst erreichbar wäre, für erreichbar halten, daß in einer Stadt von weit über 400 000 Einwohner keine

differenten Meinungen herrschen und so das gute uralte Sprichwort: „Soviel Köpfe, soviel Hütten“ plötzlich umgestürzt werde.

„Und abgesehen selbst von allen Konsequenzen — das ist und bleibt gewiß für alle Zeit unmöglich, daß in Preußen, dem Staate des Protestantismus, die Zensur des Staats die Wissenschaftsfreiheit für aufgehoben erklären und Bürger wegen ihrer inneren Meinungen von dem Rechte der freien Niederlassung ausschließen sollten.“

„Welche Ansicht man sich also auch von meinen Ansichten mache — Ew. H. sind gewiß Ihrer eigenen Religion und deren Geiste viel zu treu und wahr ergeben, um aus diesem Grunde mich aus Berlin exkludieren zu wollen. Welcher Grund also ist es, der mir entgegensteht?“

„Ich will es mit einem Worte sagen: Man hat, wie ich es sehr wohl weiß, Ew. H. schon seit Jahren durch Polizeiberichte u. d. die Meinung beigebracht, ich sei ein konspiratorisches Genie!“

Lassalle kritisiert dann die Polizeiberichte und fährt fort:

„Wenn jene Berichterstattung von feinerer Auffassungsgabe gewesen wären, so würden sie vielmehr Ew. H. haben sagen können, daß mir zum Konspirateur und Carbonari Naturell und Talent, Lust und Charakter, alles gleichmäßig fehlt, daß meine ganze Individualität sich dazu nicht neigt, daß vielmehr — und so wenig ich je meine Ansicht verleugne, mit so gutem Zuge kann ich das Folgende sagen: meine ganze geistige Auffassungsweise der Dinge solchem, in meinen Augen nur kindischen, Carbonarismus entschieden entgegensteht und ihn geradezu bei mir unmöglich macht.“

„Aber gerade, ich wiederhole es, je weniger ich mich jemals zu der Erbärmlichkeit herabgelassen habe noch jemals herablassen würde, meine Ansichten zu verleugnen, je mehr ich auch in diesem Briefe Himmelweit von der Niedrigkeit entfernt bin, irgend welche Apostasie oder Gesinnungsänderung zu erheucheln — um so mehr wird der gerade Sinn Ew. H. wissen, was er von der Wahrheit des Gesagten zu halten hat.“

„Es ist wohl ohnehin klar, daß all die angebliche Bedeutung und schauerhafte Gefährlichkeit, die irgend ein Einzelner, und zumal meine geringe Person in den Augen eines unteren Polizeibeamten, bei dem nur auf einzelne gerichteten und somit notwendig untergeordneten Gesichtskreis desselben haben mag, auf dem hohen, das Ganze umfassenden Standpunkt Ew. H. nur lächelnd betrachtet werden und in Nichts verschwindet.“

Lassalle setzt nun in scharfsinniger Weise auseinander, daß er ja in Berlin viel weniger gefährlich sei als in Düsseldorf:

„In der Rheinprovinz kennen mich die Massen und ich genieße vielleicht aus früherer Zeit her einigen Vertrauens bei denselben, ich genieße jedenfalls — ein Vorteil, welchen der Agitator nicht hoch genug anschlagen kann — allgemeine genaue Bekanntheit. In Berlin dagegen ist mein Name, zumal den Massen, unbekannt und fremd; er sagt ihnen nichts und weckt keine Erinnerungen in ihnen. Ich bin dort nichts als ein isolierter, unbekannter, einzelstehender Mensch, dessen Name der und jener sich vielleicht dunkel erinnert in einem Zeitungsblatt gelesen zu haben; der aber, zumal bei den nicht Zeitung lesenden Massen, weder Vertrauen noch Sympathie noch den bindenden Kitt gemeinsamer Erlebnisse findet.“

Und Lassalle schließt:

„Das alles kann dem Blick Ew. H. unmöglich entgehen und den noch will ich nach Berlin, weil mein Geist mit unüberwindlicher Energie nach wissenschaftlichen Leistungen sich drängt. Und Ew. H. sollten statt diesen Umzug zu begünstigen, mich zwingen wollen, in Düsseldorf zu bleiben? — Denn die Frage steht für mich nur: Düsseldorf oder Berlin; ich kann Ew. H. mein Ehrenwort darauf versprechen, daß ich mich niemals freiwillig aus meinem Vaterlande expatriieren werde, das ich in meiner Weise liebe!“

„Ew. H. sollten mir gewaltiam die Möglichkeit geistiger Vertiefung, gelehrter Arbeiten und wissenschaftlicher Leistungen abschneiden, mich gleichsam zwingen wollen, den gelehrten Arbeiten, zu denen es mich drängt, entgehend, mich hier — denn irgend welche Beschäftigung und Vethätigung will doch der Geist — dem Kleinlichen, politisch-kammergebernden Getreibe in die Arme zu werfen?“

Unmöglich kann ich glauben, daß die bekannte Humanität Ew. H. Ihre hohe Liebe zur Wissenschaft und bekannte Begünstigung wissenschaftlicher Leistungen und endlich die weise Umsicht Ew. H. in diesem Sinne werden entscheiden wollen.“

Es ist eine sehr grobe und ungelente, das Wesen Lassalles nicht erfassende Psychologie, wenn der Herausgeber dieser Dokumente zu dem Abdruck des Wittgesuches bemerkt:

„Die offizielle sozialdemokratische Geschichtsschreibung läßt Lassalle nach Berlin überiedeln, „nach der großen Stadt, wo sich die Geschicke der deutschen Revolution entscheiden müßten, der all sein Sinnen und Trachten galt.“ Diese dogmatisch-teleologische Betrachtungsweise von Lassalles Werdegang, schon gegenüber seinem Briefwechsel mit Marx kaum haltbar, fällt vor obigem Schreiben an Hindeldey zusammen. Lassalles Sinnen und Trachten drängte nach der wissenschaftlichen, nicht nach der politischen Hauptstadt Deutschlands, in der sein reicher Geist in zusaender Umgebung die Fülle seiner Fähigkeiten entfalten konnte. Oder wäre die ganze begeisterte Huldigung vor der Wissenschaft nur eine Phrase, der ganze Brief nur ein listiges Diplomatenstück, bestimmt, den Argwohn der Berliner Polizei einzuschläfern? Ich möchte Lassalle gegen die Möglichkeit einer solchen Auffassung von vornherein in Schutz nehmen. Ich halte den Brief in seinem Kern für aufrichtig und wahr, und ich finde darin den echten, wenn auch nicht den ganzen Lassalle, echt in seinem

Idealismus wie in seiner Eitelkeit, echt bis in die Naivetät, die dem Polizeipräsidenten mit dem Manuskript des „Herallit“ imponieren will und ihm einen Anteil an der Unsterblichkeit des Verfassers großmütig zusichert.“

Herr P. Vailken hat keinen Sinn für genialisch komplizierte Naturen wie die Lassalles. Das Schreiben ist weder ein listiges Diplomatenstück, noch ein Abschwören seiner revolutionären Mission, noch eine echte naive Huldigung für Junker Hindeldey. Lassalles Selbstbewußtsein war viel zu stark und zu stolz, als daß er um diplomatischer Zwecke willen über sich selbst gelogen hätte. Er drängte in der That nach wissenschaftlicher Vertiefung und Erholung. Und er wäre nicht der bedeutende Kopf gewesen, wenn er nicht im Verkehr mit hohen Gedanken und weiten Forschungen Stimmungen verfallen wäre, die ihn die Notwendigkeit der politischen Tagesarbeit als „kleinliches, politisch-kammergeberndes Getreibe“ empfinden ließen. Gerade aus solcher geistigen Begehrlichkeit heraus aber konnte es sein weltgeschichtlicher Beruf werden, das deutsche Proletariat aus seiner Schaffheit und Bedürfnislosigkeit zu erwecken; und an diese Aufgabe klammerte sein flammendes Herz.

Ebenso ist es herzlich naiv von dem Herausgeber, wenn er die Behandlung Hindeldeys naiv findet. Es ist wahrhaft attischer Wig, wie Lassalle mit dem Junker spielt, indem er ihn als verständnisvollen Geistesmenschen ausstaffiert. Lassalle hat vielleicht gedacht, daß der Kerl, wenn man ihm mal mit der ganzen Wissenschaft des Jahrhunderts läme, sich vor seiner eignen Niedrigkeit schämen und die ihm aufgedrehte Rolle zu übernehmen versuchen würde.

Das war allerdings eine falsche Spekulation und eine Ueberschätzung Hindeldeys. Die Ehre eines preussischen Polizeipräsidenten ist nicht so empfindlich, daß sie sich durch die Unkenntnis griechischer Philosophie bedrückt fühlt.

Die Eingabe blieb erfolglos; eher hätte Lassalle ein Nashorn mit Herallit dem Dunkeln gewinnen können. Auch ein zweites Gesuch um vorübergehende Aufenthaltserlaubnis schlug fehl. Erst 1857 verdankte er es namentlich persönlichen Verbindungen von Freunden und Verwandten, daß der Nachfolger Hindeldeys ihm auf einige Monate den Aufenthalt in Berlin gestattete, um ein Augenleiden zu heilen und den Druck seines „Herallit“ zu besorgen. Lassalle blieb über den Termin hinaus in Berlin und wurde geduldet. Sein Zusammenstoß mit dem Intendanturrat Fabriz — er wurde von dem Wenigen überfallen — machte dieser Duldung ein Ende. Lassalle aber wollte Berlin nicht verlassen. Die Minister weisen ihn zurück. Voedch und Alexander Humboldt verwenden sich umsonst für den bewunderten Verfasser des „Herallit“. Da entschließt er sich endlich, sich an den Prinzen Wilhelm zu wenden. Dies Gesuch ist weniger interessant als das an Hindeldey. Es ist stolz und würdig, ohne jede höfische Wendung. Lassalle gestattet einfach dem Prinzen, sich um die Wissenschaft verdient zu machen: „Es handelt sich also, K. H., um meine ganze Existenz und wissenschaftliche Thätigkeit, von der Ew. K. H. nicht wollen werden, daß sie zum Schaden der Wissenschaft selbst und zum Ruine meiner persönlichen und so berechtigten Lebensinteressen in der grundlosesten Weise geknickt werden.“

Der Prinz Wilhelm, der ja damals in Thronfolger-Liberalismus arbeitete, war nicht abgeneigt, der Bitte zu willfahren, fügte sich aber dem entschiedenen Nein der Polizei und der Regierung. So bewirkten schließlich nicht seine Bittgesuche, sondern erst die veränderten Zeitumstände, daß er 1859 endlich ans Ziel gelangte.

Die Verleumder und Ignoranten des Socialismus erzählen, daß unsre Weltanschauung alles Persönliche abschleife. Der Ursprung des deutschen Socialismus führt auf zwei so willkürliche und weltverschiedene Individualitäten wie Ferdinand Lassalle und Karl Marx. Die neue Veröffentlichung verschärft noch das „Menschliche“ in Lassalle, ohne daß es sein Bild irgendwie verdimkelt. Es liegt ein symbolisch vorausweisender Zug in der stark individuellen Verschiedenheit unsrer großen Führergestalten: daß in der socialistischen Welt alles Fleische und Freie und Eigene der Persönlichkeit sich fessellos entfalten kann, Kultur und Natur zugleich. —

Jo a

Kleines feuilleton.

— Rosenfeinde und deren Bekämpfung. Im Juni erscheint der kleine braune Rosenkäfer in fast übergroßer Menge und nährt sich bis zum August von den Knospen und Blüten; auch sein viel größerer Vetter, der Rosenprachtkäfer, thut es ihm gleich. In schwarzgeordneten jungen gestrümmten Trieben findet man die Larven der Bürstenhornwespe, die oft bis in drei Nachkommenschaften verheerend wirkt. Auch die Larven der Rosenblattwespe und des Schwammspinners thun dies. Schon bei der Enthüllung vom Winterfische bemerkt man, so schreibt ein Mitarbeiter der „Leipziger Zeitung“, am Stämmchen von der Wurzel bis hinauf zur Krone keine wagrecht sitzende Jähndchen, die bei näherer Betrachtung als kleine Larven erscheinen. Entfernt man sie nicht, bohren sie sich je länger je tiefer in die Rinde und die beredelten Teile. Ein weiterer Feind — winzig klein, aber höchst gefährlich — ist die rote Ouliermade, im ersten Stadium ihres Werdens nur mit bewaffnetem Auge erkennbar. In großen Mengen sieht sie unter dem Schildläden und zu dessen Seiten. Hier hilft nur Ueberstreichen mit flüssigem Baumwachs. Das Insekt wird man auch hindern, die Eier abzulegen, wenn man als Bindestoff starkwollenes, faseriges Garn wählt. Als Hauptplage der Rosen ist jedoch die Rosenblattlaus zu nennen, die das ganze

Jahr hindurch die jungen Triebe und Knospen auch der Zimmerpflanzen befeht. Blattläuse wie auch den Mehltau entfernt man am besten durch Lösung grüner Seife in heißem Wasser. Man bespritzt die Rosen damit und spüle nach dreiviertel Stunden mit kaltem, reinem Wasser nach. Gegen Mehltau wirkt auch, wenn er noch auf den Blättern liegt, eine Mischung von Schwefelblüte mit Ruß. Aber alle diese angegebenen Mittel werden von fraglicher Wirkung bleiben, wenn der Rosenzüchter nicht täglich mehrmals, besonders am frühesten Morgen, die einzelnen Stämmchen und Stöcke abklopfen wollte und die Schädlinge in einem untergelegten weißen Tuche sammeln würde. Seine Helfer in der Vernichtung der Feinde sind die Larven des Marienkäfers und der Schwirrliege. Besonders die letzteren hat man bisher als Feinde angesehen und in Unwissenheit getötet. Die grünlichen oder rötlichen, blutegelförmigen Larven leben nur von Blattläusen. Die treuesten Gehilfen aber sind und bleiben unsre Singdögel, den arg verleumdeten Sperling nicht ausgenommen. —

gr. Dem Erfinder der Nähmaschine, dem Schneider Joseph Madersperger, ist in seiner Vaterstadt Rustein ein Denkmal errichtet worden, das heute, am 7. Juni, enthüllt wird. Von 1807 bis 1839 arbeitete Madersperger an der Konstruktion einer brauchbaren maschinellen Nähvorrichtung. Die von ihm im Jahre 1814 öffentlich vorgeführte Nähmaschine zeigte gegenüber den Erfindungen der Engländer Th. Saint, Thomas Stone und James Henderson schon wesentliche Fortschritte; sie arbeitete in der Weise, daß die an jedem Ende mit einer Spitze und in der Mitte mit einem Nadel verfehene Nadel in senkrechter Richtung so lange auf- und niederbewegt wurde, bis der etwa 50 Centimeter lange Faden durch dieses wechselseitige Durchstechen des Stoffes verbraucht war. Wie umständlich das Nähen mit dieser Vorrichtung war, geht wohl am besten daraus hervor, daß man nach dem Vernähen jedes Fadens von der erwählten Länge die Maschine anhalten und eine andre Nadel mit Faden einspannen mußte. Im Jahre 1839 gelang es dann Madersperger, seine Nähmaschine wesentlich zu vervollkommen und an dem im polytechnischen Institut in Wien aufgestellten Modell kann man heute noch sehen, wie diese maschinelle Vorrichtung arbeitet. Diese verbesserte Nähmaschine besteht nämlich aus der „Hand“, die zwei Nadeln mit dem Dehr an der Spitze durch den Stoff stößt und die Fäden durch Umbrehen miteinander verknüpft; das „Gestell“ der Maschine dient dazu, den zu nähernden Stoff zu spannen und an der arbeitenden Hand vorbeizuführen. Madersperger war also der erste Nähmaschinen-erfinder, der Nadeln mit dem Dehr an der Spitze anwendete. Die Maschine dieses deutschen Erfinders wurde von den Zeitgenossen wohl angestaunt und sogar vom österreichischen Gewerbeverein ausgezeichnet; er mußte aber dennoch im Armenhause zu Wien die letzten Tage seines Lebens zubringen. —

Psychologisches.

— Was die Fingernägel sagen. Man schreibt der „Frankfurter Zeitung“: Der gesunde und normale Fingernagel muß regelmäßig und gleichfarbig sein. Aber oft sieht man Nägel, die Querlinien aufweisen. Diese Linien, die übrigens in dem Maße verschwinden, wie der Nagel wächst, sind Anzeichen einer Ernährungsstörung: nicht einer augenblicklichen Störung, sondern einer solchen, die zu jener Zeit bestand, da sich der Teil des Nagels bildete, der die Querlinie zeigt. Man weiß, daß nach schweren Krankheiten diese Linie oft zu Tage tritt, und der Arzt, der sie bemerkt, weiß, daß eine Krankheit bestanden hat. Die Querlinien auf den Nägeln existieren gleichwohl auch bei etwa 10 bis 11 Proz. der normalen Menschen. Nach einer Umfrage, die vom „Journal of Mental Pathology“ veröffentlicht wurde, findet man sie bei 46 Proz. der Verbrecher, bei 47 Proz. der Prostituierten, bei 43 Proz. der Idioten und Kretins; bei Geistesgestörten ist der Prozentsatz am höchsten: 50 Proz. Aber der Prozentsatz variiert wieder je nach der Art der Krankheit: man trifft die fatale Querlinie bei 41 Proz. der Melancholiker und bei 44 Proz. von denen, die an allgemeiner Geistesstörung leiden; die Wahnsinnigen weisen 54 Proz. und die periodisch Geistesgestörten 75 Proz. auf. Die Querlinien der Nägel scheinen also einen Entartungs-zustand der oberen Nervencentren darzustellen; sie stehen in Beziehung zu psychischen, moralischen, intellektuellen Störungen sowie zu rein physischen. —

Völkerkunde.

— Von dem Aberglauben der Araber erzählt der tunesische Berichterstatter der „Etoile de l'Algérie“ einige ergötzliche Geschichten. Vier Kilometer von Tunis liegt am Fuße eines Hügels das Dörfchen Sidi Kathallah, das seinen Namen von einem heiligen Marabut hat, der seiner Zeit dort wohnte. In dem Hügelabhang erhebt sich malerisch die Kubbah (Grabkapelle) des Heiligen, die einem mehr oder weniger echten seiner Nachkömmlinge als Wohnung dient, der es verstanden hat, sich als Mosadem, d. h. als Vermögensverwalter des Marabuts aufzuspielen. Nach gewöhnlichen Begriffen ist der jetzige Eremit ein Faulenzer, der von Opfergaben lebt, und diese reichen aus, denn sein berühmter Vorgänger genießt ob seiner zahlreichen Wunderwerke auch heute noch bei den Arabern eine besondere Verehrung. Am äußersten Ende des Dorfes hebt sich von dem Hügel ein glatter, eine schiefe Ebene bildender Fels ab, dem die arabischen Frauen eine ganz besondere Wunderkraft beimessen: er soll auch die aussichtsloseste Unfruchtbarkeit heilen, wenn sich das Kinderseggen ver-

langende Weib häufig auf dem Bauch an der glatten Felswand heruntergleiten läßt. Und so kommen sie an gewissen Tagen, besonders Donnerstagsabends, in ihren weißen Heits heran, ziehen auf einem Seitenpfade den Wunderberg hinan und machen die Rutschfahrt. Das Bild ist so, daß der Fels zeitweise wie ein Wasserfall von weißen Gewändern aussieht. Die Wallfahrt nach dem heiligen Dorf hat für die Mohammedanerinnen eine große Bedeutung, denn Unfruchtbarkeit ist nach dem Koran ein Teufelsbögen, und eine Frau, die keine Nachkommen bringt, ist von ihrem Mann durchweg verachtet. Dagegen beruhigen sich die hoffnungsvollen Ehemänner durchweg, wenn ihnen die Frau einen recht häufigen Rutsch vom Fels von Sidi Kathallah verspricht. Ruht der Rutsch den Mohammedanischen Frauen nichts, so bietet sich ihnen oft noch ein anderer Rettungsanker vor der Verstörung. Viele Araber lassen sich in den Glauben fassen, daß ein zu erwartendes Kind angeht der Trübsale, die ihm das Leben bringe, eingeschlafen sei und auf unabsehbare Zeit weiter schlummere. Gelingt einer Frau, dies ihrem Manne einzureden, so hat sie meist gewonnenes Spiel, und es giebt Araber, die jahrelang auf das Erwachen ihrer Sprossen warten. Zuweilen wird aber auch ein europäischer Arzt zugezogen, um das schlummernde Kind zu wecken, und wenn ihm dies nicht gelingt, wird die Frau von ihrem Gatten einfach ihren Eltern zurückgeschickt. — („Kölnische Zeitung.“)

Humoristisches.

— Erfolgreiche Kur. „Hat denn der Professor mit seinen Kuren gegen Energielosigkeit tatsächlich Erfolg?“
 „Und ob! Unlängst hatte er einen jungen Mann wegen Schüchternheit in Behandlung, der ihm nach zweiwöchentlicher Kur bei Präsentierung der Rechnung schon eine Ohrfeige gegeben hat!“ —
 — Aus einem Orientreise-Bericht. „... Die Zuhörer hingen mit untergeschlagenen Beinen an den Lippen des Erzählers.“ —
 — Infant terrible. Der kleine Hans (als im Circus der „dumme August“ vergeblich versucht, sich nützlich zu machen): „Mutter — sieh' mal, g'rad' wie der Papa beim Umzug!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Otto Julius Bierbaum hat einen neuen Roman vollendet: „Der seidene Schlafrock“, Leben, Thaten und Meinungen eines Wollkäufers.“ —
 — „Tout Berlin“ heißt ein neues Lustspiel Richard Stowronnests. —
 — v. Hülsen ist zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele in Berlin und Wiesbaden ernannt worden. —
 — Centa Bré vom Hamburger Thalia-Theater ist vom nächsten Jahre ab vom Deutschen Theater in Berlin engagiert worden. —
 — Björnstjerne Björnsons Drama „Der König“ ist vom Berliner Theater (Direktion Galm) zur Aufführung erworben worden. —
 — Direktor Reinhardt hat ein neues Ensemble-Gastspiel des Kleinen und Neuen Theaters für die Zeit vom 20. Juni bis zum 10. Juli mit dem Wiener deutschen Volkstheater vereinbart. —
 — Richard Nordmanns Volksstück „Gefallene Engel“ fand bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause keinen Weifall. —
 — In Karlsruhe soll ein zweites Theater gegründet werden, das moderne Schau- und Lustspiele zur Aufführung bringen soll, die man im Hof-Theater nicht zu hören bekommt. —
 — Franz Kaval ist ab 1904 auf fünf Jahre für die Berliner Hofoper verpflichtet worden. —
 — Karl Gjellerups Einakter „Die Opferfeuer“, mit der Musik von Gerhard Schjelderup, erzielte bei der Erstaufführung im Dresdener Hoftheater nur einen äußeren Erfolg. —
 — In der Mailänder Scala wird in der nächsten Saison eine neue Oper von Umberto Giordano „Sibirien“ die Erstaufführung erleben. —
 e. Zum Schutze der Alpenflora hat der Polizeipräsident des französischen Departements Hochalpen eine Verordnung erlassen, die das Ausreißen von Alpenpflanzen in Wäldern und auf Alpenwiesen sowie den Verkauf und die Ausfuhr solcher Pflanzen streng verbietet. Als Pflanzen, die besonders geschützt werden müssen, werden angeführt: Edelweiß, Genepi, Cyclamen, Rhododendron (Alpenrausch), Alpenlöschchen, Enzian, Johanniskraut, Arnika, Goldlilie, rote Lilie, Anemone, Anabentrout, Edeltraute, Alpenveilchen und Geranium. —